

# **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

## **Die Unvermählten**

**Greinz, Hugo**

**Berlin, 1914**

Die Droste

## Die Droste

Auf dem Schloßplatz, zwischen zwei alten Bäumen mit dichten, breiten Kronen, steht das Denkmal der Droste. Die Locken fallen der Dichterin, schön gewunden, auf die Schultern, und auf ihrem Scheitel liegt des Sommers manch grünes Blatt. Im Winter deckt ein hohes Häubchen den feinen Kopf, und wenn der Wind durch die dürrn Äste streicht, streift er noch eine kleine Ladung Schnee auf sie herab und hüllt sie mählich ganz in das reine Weiß, die dort oben, halben Leibes, auf ihrem Sockel sitzt, mit ihrem noch jungen, so fraulichen Gesicht. Ihr Blick sucht das Schloß, in dem sie die glücklichen und die schmerzlichen Briefe an Levin schrieb, und das nur hundert Schritte weit von ihrem Denkmal aus den Felsen emporsteigt. Könnte sie den Sockel verlassen und durch die enge Stadt wandern, würde sie alles noch beim alten finden. Der Schloßplatz hat sich in den letzten Jahrzehnten nicht geändert. Noch steht das hochgiebelige Pfarrhaus dort, das schon alt war, als die Droste im Westfälischen in den Windeln lag, noch steht das kleine niedere Gebäude mit dem säulengestützten Dach und sieht aus wie ein heim-

liches Residenztheater, während es in Wirklichkeit nur das Zeughaus der städtischen Feuerwehr ist, und noch dreht sich das riesengroße, vom Moos ganz dunkelgrün gewordene Mühlenrad in der tiefen Schlucht neben dem Schloß. Und die ganze stille Stadt ist noch dieselbe, wie zur Zeit, da die Annette dort dichtete und den Schmerz erleben mußte, daß ihr Levin mit einer jungen Frau zu Besuch kam, und da sie schließlich starb und ihren Frieden angesichts des weiten Sees draußen, außerhalb der Mauern und des alten Grabens gefunden hat. Nur im Sommer wird es lauter. Da kommen die Fremden, kommen Maler und Schriftsteller, steigen die steilen Stufen vom See herauf und umstehen das kleine Denkmal auf dem Schloßplatz, und dann gehen sie, kaufen sich Ansichtskarten und fahren befriedigt mit dem nächsten Dampfer nach Konstanz zurück. Jetzt war es aber Winter, mitten im Februar, und Fastnachtsdienstag, an dem die ganze Lustigkeit des kurzen Faschings, so wie es seit jeher Brauch war, eilig, als ob sie etwas veräumte, den Gipfel hinaufkletterte. Schon frühmorgens stapften die Kinder durch den Schnee, das eine mit einer fragenhaften Larve vor dem Gesicht, dem es hinter dem Pappzeug arg warm wurde, das andere mit angestrichenen Wangen und schwarzer Nase, und zeigten an, daß Karneval sei, daß aber die Großen nur noch nicht mitfun könnten, weil sie noch in Beruf und Geschäften wä-

ren. Aber als es dämmerte, die Nebel vom See stiegen und die dünnen, kraftlosen Lichter in den Straßen aufglommen, taten auch die Großen mit. Die Straße und die steile Stiege, die von der Oberstadt hinunterführte, zeigten einen Verkehr, wie er nur selten zu sehen war. Hinauf und herab ging es, von einem Gasthaus heraus in das andere hinein, und die ganze junge Welt war maskiert und verummmt. Im Gasthof zum ‚Schiff‘ war schon um sieben Uhr kaum mehr ein Stuhl zu bekommen. Alles war dort, was in der Stadt etwas gelten wollte, und in dem langgestreckten Saal saßen die Bürger breit und behäbig an den Tischen. Nur die jungen Leute stellten sich erst langsam ein, Burschen und Mädchen, erheitert, fröhlich und noch zu mancherlei tollen Streichen gelaunt. Auch die Stadtkapelle hatte sich schon auf dem Podium versammelt, die Instrumente waren gestimmt, und der Kapellmeister hob gerade den Taktstock zum Eingangsmarsch.

Da tat sich die Türe auf, und herein trat ein junges Mädchen, allein und sehr eilig, in dem Gefühl, daß es sich verspätet habe. „Die Droste!“ rief ganz plötzlich einer, der nahe bei der Türe saß, und auf diesen lauten Ruf wandten sich viele um, und sogar der Kapellmeister ließ seinen Dirigentenstab wieder sinken und wandte die Augen zur Türe. Das Mädchen lächelte, nicht überrascht, sondern einigermaßen befriedigt, und wollte zwischen den ersten

Tischen rasch durchgehen, was ihm aber schwer gelang. Denn der Ruf ‚Die Droste!‘ wiederholte sich von Tisch zu Tisch, und überall waren erstaunte, forschende Augen. Denn unter all den Kostümierten und Vermummten war dieses Mädchen am schwierigsten zu erkennen. Es war, als ob die Dichterin von ihrem Sockel herabgestiegen wäre, sich den Schnee von den Schultern geschüttelt hätte und nun mitten durch die Reihen der Lebenden schreiten würde. Das Mädchen, das solche Aufmerksamkeit erregt hatte, war eher klein als groß, von schlankem Wuchse und zierlichen, aber keineswegs beabsichtigt zierlichen Bewegungen, sondern im Gegenteil, viel eher von lieblicher Natürlichkeit. Ihr Gesicht, das einen dünnen Anflug von Puder hatte, zeigte in der Umrahmung der Hängelocken fast tatsächlich einige Ähnlichkeit mit der Dichterin und war jetzt mit seinem freudigen Lächeln, mit dem zufriedenen Stolz darüber, daß die Täuschung überall so wohl gelungen, von angenehmster Wirkung. Die hübsche ebemäßige Gestalt war in ein reich gefaltetes Kleid von geblümter Seide gehüllt, das einen unaufdringlichen, süß-herben Duft ausströmte, und die kleinen Füße staken in niedlichen, schmalen Kreuzbandschuhen, wie man sie zur Zeit der Dichterin getragen hatte. Den Mantel hatte sie draußen gelassen, so daß, wie sie in den Saal trat, ihre ganze Verkleidung sich in schönster Ordnung und

Frische darbot. Es wurde dem Mädchen nicht leicht gemacht, zwischen den Tischreihen vorwärts zu kommen, überall streckten sich ihm Hände entgegen und lönte es wieder: „Die Droste!“ Das Mädchen lächelte glücklich und hütete sich, ein Wort zu sprechen, um nicht an dem Klang der Stimme erkannt zu werden. Aber ein junger Bursch, der sie im Vorübergehen aufhielt und ihre Hand gerade in der seinen hatte, blickte ihr scharf ins Gesicht und rief dann laut: „Ei, das ist ja Direktors Sophie!“ Und nun wußten es alle, und der Saal füllte sich mit fröhlicher Heiterkeit und einem Gewirr von Stimmen. Sophie selbst gelang es nun endlich vorwärts zu schreiten, und sie begab sich an einen Tisch, von dem aus sie schon seit dem Augenblick ihres Eintrittes mit großer Spannung beobachtet wurde. An ihm saßen zwei Mädchen, etwas jünger als sie, ein Herr in der Mitte der Fünfziger und ein junger Mann mit glattem Gesicht und in Kleidern, die vom kleinstädtischen Schnitt, wie er hier zu sehen war, ziemlich abstachen. Als Sophie an den Tisch herankam, wurde sie auf das herzlichste begrüßt. Ihre beiden Schwestern, die Trude, in Zigeunertracht, die gut zu ihren schwarzen Haaren paßte, und Johanna, die blonde, kleine, jüngste, als schwäbisches Bauernmädchen, nahmen sie in die Mitte, und nun ging es ans Erzählen, was jede von den dreien in den frühen Abendstunden erlebt hatte. Dann und wann warf der

Vater in seiner stillen, bedächtigen, etwas spöttischen Art ein Wort dazwischen, und bald beteiligte sich auch der fremde junge Mann, der bisher nur schweigend sein Bier getrunken und seine Zigarre geraucht hatte, an dem Gespräch. Ringsum war ein Schwätzen und Lachen und Summen, dann dröhnte wieder das Blech der Musikanten und machte allen Worten ein Ende, der Saal füllte sich mit Hitze und Rauch, und die Kellnerinnen konnten nicht genug Krüge tragen, um den Durst der Vielen zu stillen.

Schon um zehn Uhr wurden Tische und Sessel beiseite geschoben, um Raum für den Tanz zu schaffen, und bald darauf saßen wirklich nur mehr die alten Leute beim Bier oder Wein, und alle übrigen bewegten sich schleifend oder hüpfend in der Mitte des Saales. Der junge Mann, der an des Direktors Tisch gefessen hatte, bat erst seine Nachbarin, die blonde Johanna, zum Tanz, dann die schwarze Trude, und wie Sophie, erhitzt und tief atmend, einen Tänzer verabschiedete, bot er ihr gleich seinen Arm. Sie tanzten aber vorerst nicht, sondern setzten sich auf zwei freie Stühle an der Wand, er fächelte ihr Luft zu, und sie glättete ihre Locken, die etwas in Unordnung geraten ihr in die heißen Wangen hingen. Als sie sich ausgeruht hatte, kamen sie in ein angenehmes, leichtes Gespräch. Da erfuhr sie eigentlich erst, daß er Georg Wendlener heiße und am Nachmittag aus München gekommen war, wo

er die Akademie besuche. Und ein Freund habe ihm soviel Schönes von dieser kleinen Stadt mit dem alten hohen Schloß und dem Denkmal der Dichterin erzählt, daß er gerade die überlauten Tage des Münchener Faschings dazu benützen wollte, um stadtmüde ihnen zu entfliehen. Sophie sagte ihm, daß er einmal im Frühjahr oder Sommer kommen solle, da gebe es genug Fremde im Städtchen, und wer erst einmal da gewesen wäre, der komme sicher ein zweites und drittes und viertes Mal. Ja, es gebe sogar solche, die wochenlang blieben, und sie selbst hätten im letzten Sommer einem Münchener Maler zwei Monate Quartier gegeben. Das interessierte Georg, und er fragte Sophie, wo sie denn wohnten. „Gleich neben der Droste am Platz drobe,“ sagte sie lachend, „darum bin ich doch auch so vertraut mit ihr, daß heute die Leute dachten, ich sei von ihrem Postamentle gestiegen. Wenn ich des Morgens das Fenster öffne, ist's der erste Mensch, den ich drauße sehe, und da können S' doch glaube, daß wir beide, sie und ich, sehr gut mitfamme sind, wenn man sich jeden Tag guten Morgen und gute Nacht sagt, schon an die zehn Jahre! Sie dürfen uns schon besuchen, Herr Wendlener, dann werden Sie's selbst sehe, wie nahe wir zwei uns stehe.“ Georg dankte schön für die Einladung, dann bat er, da inzwischen die Musik wieder begonnen hatte, daß sie auch mit ihm einmal durch den Saal tanzen möge, und bald

waren sie mitten unter den sich drehenden und wiegenden Paaren. Sophie tanzte sehr leicht und schwebte lässig über den Boden, ihre zarte Gestalt schmiegte sich an Georg, als ob dies längst kein Fremder mehr wäre, aber Georg hatte gleichzeitig das Gefühl, daß er arg zurückgewiesen würde, wenn er es wagen sollte, sie stärker an sich zu drücken. Er taf's auch nicht, er hielt sie behutsam in den Armen und geleitete sie dann wieder an den Tisch zurück, wo diesmal die Blonde ohne Tänzer war und auf Georg, der so lange bei Sophie gewesen, beinahe schon wartete. Denn er war unter allen eigentlich doch der Feinste, und die jungen Herren der Stadt konnten es mit ihm nicht aufnehmen. Dafür heimste er da und dort einen Blick ein, der nicht allzufreundlich war, und sogar die Mädchen schienen eifersüchtig zu werden, denn er hörte, als er später — wieder mit Sophie — an einem Tisch vorübertanzte, an dem ein Mauerblümchen saß, aus Mädchenlippen, die plötzlich einen bösen Zug annahmen, die Worte: „Die Direktorsmädele müsse auch immer etwas Extras haben!“ Sophie lächelte und sagte: „Habe Sie's gehört, Sie werde noch das ganze Städtle rebellisch machen. Auch im Sommer geht's uns nit anders. Was könne wir dafür, daß die junge Leute von drauße mit uns lieber verkehre als mit ihnen.“

Als sie wieder am Tische saßen — nur Trude, die schwarze, tanzte noch unermüdtlich — ward es

ihm langsam klar, daß die fremden Leute, die hierher auf Besuch kamen, auch mit gutem Grund lieber mit diesen drei Mädchen verkehrten, als den übrigen. Sie hatten alle drei, und Sophie vielleicht am allermeisten, eine freie, ungezwungene Natürlichkeit in ihrem Sprechen und Benehmen, in ihren Blicken und Bewegungen, wogegen die übrige Mädchenschaft das Plumpe, Laute und Steife, das ja ein jahrelanges Leben in kleiner Stadt mit sich bringen mag, nicht verleugnete. Er sann diesem Unterschied nach und blickte dann auf die neben ihm sitzende Sophie, die, die Hände im Schoß des geblühten, leise knisternden Seidenkleides gefaltet, stumm und ruhig geradeaus sah. Georg merkte aber, daß dieser Blick nicht den Tanzenden galt, sondern über die frisierten und gepuften Köpfe hinweg durch Wand und Mauer drang, weit hinaus bis zum See, und über die glatte, dunkle Fläche noch weiter in ferne Gegenden oder in ein Traumreich, das es nicht gab, das aber dafür in ihrer Mädchenseele in umso stärkeren, lebendigeren Farben glänzte. Georg konnte den Blick von diesen blauen, ins Dunkelgraue schillernden Augen lange nicht abwenden, — aber da zuckte es plötzlich, etwas schmerzlich, wie ihn dünkte, um Sophies Mund, sie gab ihren Augen einen raschen Ruck nach links, zu ihm hin, und aus ihnen waren Traum und Ferne verschwunden, und nur ein leises Lächeln blieb, das wieder in die Wirklichkeit zurückführte.

Eine Viertelstunde nach Mitternacht brachen die Direktors auf, und Georg mit ihnen. Auch die Gesellschaft des Nachbartisches hatte sich angeschlossen, und man vereinbarte, den Abend beim ‚Becher‘ zu beschließen, einem Weinhaus in der Oberstadt, das noch sämtliche Fastnachtsfröhlichen aufnehmen werde.

\*

In der unteren wie der oberen Stadt legte man am nächsten Morgen reichlich eine Stunde später die Betten in die Fenster. Die Direktorsfamilie wohnte in dem alten, weifläufigen Seminargebäude mit den vielen Gängen, in denen einsame Schritte einen langen Nachhall gaben, als wollten sie ihr flüchtig vorüberhuschendes Leben verlängern. Im zweiten Stockwerk lag die geräumige Wohnung, auf den Platz hinaus. Von dem sah Sophie freilich nichts, als Schlaf und Traum wie eine schwere Decke plötzlich von ihr fielen und sie erwachend die Augen öffnete. Sie sah nur ihr Zimmer, in dem sie allein schlief, den zierlichen Mädchenkram, der in lässiger Unordnung auf Tisch und Sesseln lag, und ein weißbereiftes Fenster, das von heller Sonne durchschienen war, aber jede Aussicht verwehrte. In der Nacht war es frostkalt geworden, und bei dem Gedanken an diese Kälte, die draußen am Fenster, an den Mauern und an den schneebärtigen Zweigen hing, fröstelte es sie unwillkürlich und sie zog die Decke höher. Und die

Hände, die darauf gelegen hatten und in dem ungeheizten Raum ganz rot und kalt geworden waren, barg sie rasch an ihrem warmen Körper, der bei dieser unerwarteten Berührung zusammenschrak. Dann lag sie lange reglos, eingehüllt bis an das Kinn, mit weitgeöffneten Augen in ihrem Bett und stellte sich in langsamem, bedächtigem Erinnern die Stunden zusammen, wie sie gestern sich aneinandergereiht hatten, bis sie im immer dichter werdenden Schleier der Schläfrigkeit versunken waren. Wie war dies alles nur? Doch eigentlich nichts Besonderes. Es war doch nicht ihre erste Fastnacht, auch nicht ihre schönste. Sie dachte einige Jahre zurück, da sie in Frankreich Erzieherin war und mit der Familie, deren Kinder unter ihrer Obhut standen, eine Karnevalswoche in Nizza verbrachte. Das war buntes, lärmendes, sonniges Leben gewesen, und um ihre Jugend schwirrte ein flatternder Kranz von losen Schwärmern. Und gestern war es doch etwas ganz Gewöhnliches gewesen. Erst unten im ‚Schiff‘ und dann oben beim ‚Becher‘, wo es anfangs fast zu lustig herging und später die Leute vor Satttheit und Müdigkeit einer nach dem anderen zusammengesunken waren und sich heimgeschlichen hatten, bis schließlich eine allgemeine Gähnerie nicht mehr aufzuhalten war.

Aber — richtig, da war ja noch Georg. Dieser junge Münchener, der weder zusammenknickte, noch

gähnte. Der an ihrer Seite saß und sie mit seinem Wesen, wie es seiner Natur, ebenso vielleicht seiner Wohlerzogenheit entsprungen sein konnte, die ganze Zeit in eine weiche Wolke angenehmster Behaglichkeit gehüllt hatte. Ob er zu allen Mädchen so sprach wie zu ihr? Das wäre nicht schön von ihm, und sie konnte es auch nicht annehmen. Auch sie hatte ihm ja im Laufe dieser Stunden manches gesagt, was sie sonst zu niemandem gesprochen hatte, was sonst nur in ihrem Kopfe in allerlei Gedanken spukte. Er war der erste, der diesen so verstehend und empfindend entgegenkam und der, ohne daß er es vielleicht wollte, ein Wort nach dem anderen aus ihr lockte.

In ihrem Zimmer hingen ein paar Bilder von Männern, mit denen sie in freundschaftlichem Verkehr stand. Alle waren nur Zugvögel, wenn sie kamen und einige Tage hier weilten. In der Zwischenzeit trafen wohl Briefe ein, aber die blieben sich alle ziemlich gleich, wurden freundlich erwidert, ohne daß auf dieser oder jener Seite mit besonderer Sehnsucht auf Antwort gewartet worden wäre. Und wenn einer oder der andere von diesen Freunden, die zum meist in der Großstadt lebten und für die die Gedanken an sie mit der Erinnerung an ein paar schöne Sommertage und mit der Schwärmerei für das kleine, winklige, steil ansteigende Nest am See verbunden war, — wenn einer von ihnen ein Jahr einmal ausblieb, so wurde er nicht schwer vermißt. Es

kam ein anderer, und es waren ihr alle gleich willkommen. Netze, geschickte, gebildete Leute, denen es ja auch wahrscheinlich ein gutes Gefühl war, wenn sie in das Städtchen kamen, zu wissen, daß sie keine Fremden waren. Sie waren ihr nicht fremd, — aber auch nicht mehr.

Auch der nicht, dessen Bild auf dem kleinen Schreibtisch stand? Mit einem Ruck drehte sie die Augen dorthin und schloß sie dann plötzlich. Das war ihr Verlobter. Der war auch einmal an den See gekommen — vier Jahre waren es schon her — und blieb viele Wochen. Einen ganzen Sommer lang war er ihr Begleiter auf Spaziergängen und ihr Gefährte an langen Abenden, und tief im September, als die Altweibersommerfäden wehten und manchen Weinstock mit ihrer Seide übersponnen, gab es einen schmerzlichen Abschied und Küsse, auf die Tränen fielen. Und zu Weihnachten kam er wieder, und als er ging, war sie seine Braut. In aller Form und in allen Ehren, mit Ring und Segen und Arm in Arm gehen und Neid der Altersgenossinnen, und all dem, was in einer kleinen Stadt zu einem ordentlichen Brautstand gehörte.

Vier Jahre. Die Zeit des Wartens macht einen älter, als jede andere. Und dieses Warten begann schon nach den ersten Monaten und ward immer leidvoller. In den guten armen Familien kann man ja nicht vor den Traualtar treten, ehe das standes-

gemäße Einkommen vorhanden ist. Und das hatte sich noch immer nicht eingestellt. Ihr Verlobter war weit weg, und im Sommer kam er jedesmal. Sie merkte, wie dieses Kommen einen stets stärker werdenden Einschlag des Pflichtgemäßen hatte. Von dem Überschwang des ersten Sommers, in dem man sich entgegenbangte vom Abend bis zum Morgen, war nur eine blasse Erinnerung geblieben, und die war eher schmerzlich als köstlich. Immer weniger bekam sie von seinem Leben zu wissen. Sie konnte sich ja denken, daß er in seinen Jahren, die Studen- tenzeit gerade hinter sich, nicht zu den Duckmäusern gehörte. Er zählte wohl auch nicht zu den allzu Treuen. Sie freilich war es, sie mußte es sein. Oft bäumte sie sich gegen diese Ungleichheit auf. Aber wenn sie auch gewollt hätte, — so lange sie nicht diese vier Jahre mit gutem Gewissen aus ihrem Leben streichen konnte, hätte sie keine Untreue vermocht. Oft dachte sie daran, das Ganze abzuschütteln. Ihm wäre es wahrscheinlich eine Erleichterung gewesen, und ihr — Sie hatte noch nicht den richtigen Mut gefunden, sich einzugestehen, daß er ihr schon völlig gleichgültig geworden war. Seine Briefe trug sie oft halbe Tage herum, ohne sie zu öffnen, wie etwas Unangenehmes. Und sie enthielten nicht einmal Unangenehmes, sie wurden nur von Jahr zu Jahr glatter, leichter und inhaltsleerer.

Ob sich ihr Verlobter mit Georg vertragen

könnte? Ob sich zwischen diesen beiden so verschiedenen Naturen, dem ruhigen, in sich festen, verstehenden, warmen Wesen Georgs und der unzuverlässigen, leidenschaftlichen Fährigkeit des anderen eine Brücke der Freundschaft schlagen ließe? Sie nennt ihn schon den anderen, — und wer ist dann der eine? Georg — sie fuhr erschreckt zusammen vor ihrer eigenen Stimme. Denn jetzt hatte sie diesen Namen laut und schnell hervorgerufen, und der Klang lag noch in der Luft und tönte an ihr Ohr und durchströmte ihr Denken in breiten, rauschenden Wellen. Georg — Georg —

\*

Um die Mittagsstunde stiegen Georg und Sophie langsam die vielen Stufen empor, die aus der unteren Stadt an dem hohen Gestein des Schlosses, an dem grünbemoosten, jetzt weißbeschnittenen Riesenrad der alten Mühle vorbei zur oberen führten. Beider Wangen waren geröthet von der kalten Luft, aber ihnen selbst war warm geworden von der Wanderung am See, in der strahlenden, glitzernden Winter-sonne, in dem knirschenden Schnee, dem großen Reinemacher aller schmutzigen Winkel. Auf der Brücke, die das Schloßthor mit der Oberstadt verbindet, blieben sie stehen, blickten auf das Dächergewirr unter ihnen, auf den stahlblauen See, der ganz unbewegt lag. Hungernde Möwen folgten den Dampfern,

aus den Schornsteinen der alten Häuser kräuselte sich der Rauch der Mittagsküchen, die Späßen schrieen im Seminarpark, — und doch war eine große, helle Stille um sie. So daß sie auf die Schritte hin, die hinter ihnen leise im Schnee knarrten, beide sich rasch umwandten. Eine alte Dame ging über die Brücke, und wie sie die Sophie erblickte, hob sie in scherzhaft gemeintem Tadel den Finger und sagte mit einer greisen, welken Stimme: „Nu warte Sie, was Sie gestern wieder angestellt habe, Fräulein Sophie! Guckt der Droste Gesicht und Kostüm ab und läuft leibhaftig so im Städtle herum. Wenn das das Fräulein von Droste wüßte, daß sie nach soviel Jahre noch zu einer Maskerad herhalte muß!“ Als Sophie nicht recht wußte, ob die Greisin es am Ende nicht doch ernst meinte, und den Tadel in kleiner Verlegenheit hinnahm, lenkte das alte Fräulein begütigend ein: „Lasse Sie's nur gut sein, Sophie, ich hab schon gehört, wie wunderlieb Sie aussehe habe, und ich weiß schon, daß Sie der Annette kei Schand mache, Sie nit!“ Inzwischen hatte der alte Pförtner das schwere Tor geöffnet, und das Fräulein trat, dem Mädchen noch freundlich zunickend, in das Schloß.

„Das ist die Freiin Hildegard,“ erklärte Sophie auf einen fragenden Blick Georgs, „und sie hat wohl recht, wenn sie mich etwas verschimpfiert. Ich tät's mir auch nit gfallte lasse, wenn so ein Mädle als

meine Tant herumtanzte. Aber sie meint's nicht schlecht mit mir, und gar so Unehrl hab ich der Drosste doch nit gmacht, nit?"

Georg lächelte, wie sich Sophie fast ereiferte, und er dachte, daß sich die Dichterin diese Holdheit im Maskenspiel wohl hätte gefallen lassen.

„Es ist jammerfchade,“ sagte er, „daß dies nur so wenige Stunden gedauert hat. Sie waren der Annette so würdig, daß Sie ganz gut auch jezt in der Mittagsstunde da vor ihrem Schloß stehen könnten, mit den gedrehten Locken und dem faltigen Seidenrock, — ganz das westfälische Edelfräulein.“

Sophie wehrte ab und drängte zur Eile: „Jezt komme Sie aber, sonst wird uns noch die Suppe kalt.“

Georg war bei Direktors zu Mittag geladen, und es war eine harmlose angeregte Stunde, die er mit den drei Schwestern und ihrem Vater verbrachte. Trude war die Hausfrau von den dreien, und ihre schnellen Füße stapften unermüdlich zwischen Küche und Zimmer hin und her. Nach dem Essen setzte sich Sophie an den ein wenig altmodischen Flügel und spielte ein paar einfache, schlichte, volksliedartige Weisen. Als Georg sie sah, sie möge doch auch die eine oder andere singen, zierte sie sich nicht lange und summt leise ein Lied vor sich hin, halb sprechend, halb singend, ein etwas wehmütiges und resigniertes Lied, in dem viel von Treue und Tod, von Liebe und

Abschied die Rede war. Ein Sonnenstrahl fiel schräg durchs Fenster an Sophie vorüber, und wenn sie, im Greifen der Tasten, ihren Kopf etwas vorneigte, schimmerten ein paar Haare wie dünne Goldfäden auf. Georg blickte immer nur dorthin und wartete gespannt, bis das Haar des Mädchens wieder in die Strahlen kam, und er merkte gar nicht, daß Sophie schon zu spielen aufgehört hatte und ihn verwundert anblickte. Verwundert und schweigend. Sie fühlte seinen Blick schwer auf ihrem Haupte ruhen und neigte es tief, so daß sich ihr braunes Haar ganz in den Sonnenschein verfing. Dann spürte sie, wie eine weiche, leichte Hand sanft über ihren Scheitel strich, und sie ließ es stumm geschehen und dachte an die erste Morgenstunde dieses Tages, in der sich ihre Stummheit — ihr selbst zum Schrecken — in einen so lauten Ruf gelöst hatte, der sie nun in der Erinnerung wie ein Schrei dünkte, — nach einer andern Welt, als der, die sie jetzt umsing, nach einem Menschen, dem sie alles sein wollte, nach einer milden, gütigen Hand, wie sie jetzt ohne Druck, nur in leichtester Berührung auf ihrem gebeugten Haupte lag.

Den lärmenden letzten Tagen des Faschings folgte eine stille Fastenzeit. Denn das kleine Städtchen war fromm, und es sorgte schon der Stadtpfarrer dafür, daß man sich streng an die Gebote der Kirche hielt, die nach dem Aschermittwoch jeden Tanz

in öffentlichen Lokalen untersagten. Also kam es, daß man in den Wirtschaftshäusern um zehn Uhr die Lichter löschte, da die letzten Bürger, dicht in ihre Mäntel und Pelze gehüllt, die rauchigen, niederen Stuben verlassen hatten. Und nur beim ‚Becher‘, in dem sich seit jeher die ganz Standhaften zusammengefunden, waren die Fenster bisweilen noch bis Mitternacht erhellt. Dann aber lag die Stadt vollends im Dunkeln, kein Schritt stapfte auf dem Raubkopfpflaster oder in den weiten Höfen der Oberstadt, von denen die großen alten Gebäude durchzogen waren, und das erste Zeichen des Erwachens war das Läuten der Kirchenglocke, bei dem manch befreundetes Weiblein in seinem großen Linnenbett zusammenfuhr, denn nun hieß es, aus der Wärme hinaus in den Schnee, hinauf in die kalte Kirche zur Frühmesse. Alte Füße schlürften durch die Straßen, die noch stockdunkel waren, und die Hände trugen Laternen mit zitterndem Licht, und eine vermummte Gestalt nach der anderen schob sich in die Kirche hinein. Dort brannten nur an einem einzigen Altar wenige Kerzen und in den Bettstühlen die Wachsstöcke, aber darüber wölbte sich das kalte Dunkel bis zur Decke, die um diese Zeit noch kaum zu sehen war. Und die junge Stimme des Kaplans hob sich zu klaren, klingenden Worten, deren Latein all den Frommen unverständlich war, und senkte sich dann wieder in ein schläfriges, geschäftsmäßiges Murmeln, bis die helle

laute Knabenstimme des Ministranten erfrischend und weckend dazwischenfuhr.

So begann in der Stadt der Tag. Und wenn die alten Weiblein und die frommen Männer die Kirche verließen, waren sie nicht mehr auf ihre Laternen angewiesen, denn das Frühlicht, noch etwas blaß, aber rasch an Farbe und Stärke gewinnend, breitete sich in den Gassen aus. Von der Unterstadt sah man zu dieser Stunde oft noch gar nichts. Die lag im Nebel, der vom See aufstieg und nur langsam in der Sonne zerfloß. Wenn sich aber die Schwaden verzogen hatten und die Sonne immer höher gestiegen war, glitzerte das Städtchen wie ein Reichskleinod in Schnee und Sonne. Die Tage, die es jetzt gab, spät beginnend und früh endend, waren erfüllt von frostklarer, glänzender Winterpracht. Das bißchen Schmutz, das in den Straßen lag, hörte auf, sobald man das obere Tor durchschritt, erst die Straße ging, die an den Weinbergen vorbei zum Friedhof führte, in dem die Drostse ihren ewigen Schlaf schlief, und dann tiefer in das Land hineindrang und sich endlich von den verschneiten und vereisten Wäldern umfängen ließ, von ihrer kalten, heiligen Stille, in der nur dann und wann ein Häher schrie oder ein Aß knackte und mit einem kleinen Schneegeföber durch die Zweige fiel.

Georg machte weite, stundenlange Gänge in dieser Wintereinsamkeit, marschierte sich warm und

froh und wühlte sich ganz in seine Gedanken und Pläne ein. Er spürte, wie sich diese mit jedem Tag verdichteten und häuften, und sah schon die Stunde nahen, in der die Fülle, die jetzt langsam stieg, überzulaufen drohen werde. Dann rasch aufs Schiff, in die Bahn und zurück nach Hause und in die Arbeit gestürzt, deren er überdrüssig gewesen, als er hierher gekommen war, und die ihn wieder zu locken begann, mit all ihren verzweiflungsvollen Schmerzen und unsagbaren Freuden.

Zum Seminardirektor und seinen drei Töchtern war er die ganze Woche, die nunmehr seit jenem Faschingsdienstag verstrichen war, täglich gekommen. Bald eine kurze Nachmittagsstunde, bald einen langen Abend, und jedesmal war es ein schönes, von Freundschaft und Geselligkeit durchwärmtes Beisammensein gewesen. Eines Abends, als er in dem großen, hohen Wohnzimmer mit den vier Fenstern saß, hatte Sophie auf sich warten lassen, und Georg nahm mit ihren beiden Schwestern vorlieb, scherzte mit ihnen, erzählte Münchener Erlebnisse und hätte fast schon vergessen, daß Sophie, der er sich sonst ausschließlich widmete, fehlte. Da tat sich aber die Türe auf, und sie trat ein, im Kostüm der Droste, das so sehr sein Gefallen gefunden hatte, in den Augen einen Ausdruck zartester Befangenheit, so als ob sie fürchtete, zu weit gegangen zu sein, und nicht wüßte, ob der Fremde das, was sie ihm

zulieb getan, nicht verlachen würde. Aber Georg sprang in freudigster Überraschung auf, eilte ihr entgegen und begrüßte sie mit strahlendem Gesicht, so daß in Sophie ein heißes Glücksgefühl emporstieg. Sie hatte also doch recht getan, daß sie mit den alten Kleidern die Erinnerung an jenen ersten Abend weckte. Der Vater brummte zwar etwas über die unzeitgemäße Maskerade und die gepuderten Wangen seiner Tochter, aber den ganzen Abend lang wich Georg nicht mehr von ihrer Seite. Ihre beiden Schwestern konnten kaum mehr den Schlaf unterdrücken, und dem Direktor sank in immer kürzeren Pausen der Kopf auf die Brust. Aber die beiden waren munter und wach, hatten zu reden und waren noch wacher in beredsamem Schweigen. Spät trat Georg den Heimweg an, auch beim ‚Becher‘ blühte kein Licht mehr durch die Vorhänge.

Sophie aber begab sich mit einem drückenden, wirren Gefühl von Unruhe und Beglücktsein zu Bette. Sie fühlte, wie ihr in Georg aus dem Fremden ein Naher und Lieber geworden war, wie sich ein Faden nach dem anderen, der sich von ihm zu ihr spann, um sie legte, und wie sie langsam darein verstrickt und gefangen wurde und im Bewußtsein einer bangen Wehrlosigkeit die Hände sinken ließ. Was hätte ein Wehren auch genützt? Und dabei hatte sie Georg gegenüber noch kein Wort davon fallen lassen.

daß in der Ferne ein Verlobter weilte, dem sie sich verpflichtet fühlte, daß sie über ihre Jugend und ihr Leben nicht entscheiden könne. Aber wollte Georg denn dies überhaupt, das eine oder das andere, oder beides für alle Zeiten? Er bevorzugte sie vor ihren Schwestern, er war, wie sie wohl merkte, von einer sich stets sehr rasch einstellenden Hingegenheit an ihr Wesen, aber von einem Werben um sie konnte trotzdem nicht gesprochen werden. Geworben wurde um sie vor vier Jahren. Stürmisch und wild, als ob sie das einzige Glück auf Erden wäre. Und seither nicht mehr. Doch Georg war eben ganz anders als Friedrich, und vielleicht gab er sich, wenn auch alle großen und entscheidenden Worte fehlten, tiefer als dieser. Eines wußte sie: Friedrich war ihr nun vollständig fremd geworden. Und nach Georg bangte sie in scheuer Freude, in jubelndem Drängen, daß sie doch ihm gehören möge, daß er sie doch aufnehmen und bei sich behüten solle, als etwas Kostbares und Geliebtes, das man keinem anderen Menschen gönnen will. Sie mühte sich, die Augen offen zu halten, um wenigstens diesen einen ihrer Sinne, der mit Anstrengung die Konturen im lichtlosen Zimmer nachzeichnete, beschäftigt zu wissen. Denn wenn sie sie schloß und das Dunkel über sie zusammenschlug, durchjagte ihr Denken ein Chaos schmerzvoller Weiten, in denen sich alle Wege verwirrten. Und was vor wenigen Tagen noch ein liebes, warmes Ge-

fühl war, hätte sich nun zu unerträglicher Qual gewandelt.

\*

Am nächsten Tage, gleich nach Mittag, kam Georg und holte Sophie ab. Oberhalb der Stadt, zwischen kleinen Waldbeständen eingebettet, lag ein Weiher, auf dessen vereister Fläche sich die Jugend tummelte. Zu dieser Stunde gab es dort nur wenige Läufer, und Georg und Sophie glitten in ungestörtem Gleichmaß über das Eis. Lange Minuten sprachen sie kein Wort, nur das Klingen der stählernen Schuhe durchschnitt die schweigende Kälte, und Sophie fühlte die starke Hand Georgs, fühlte seinen schlanken, geschmeidigen Körper neben sich, und es ward ihr wohl dabei. Es gab Augenblicke, da ihr so leicht war, daß sie mit einem plötzlichen Schwung Georg mit sich riß und saugend über die glatte, widerstandslose Fläche lief. Dann kam wohl ihr Atem ins Stocken und sie verlangte nach kurzer Rast, stand zu Georg wieder Gesicht gegen Gesicht, Auge in Auge, und sie sahen sich schweigend an, solange sie es aushielten. Gewöhnlich war es Sophie, die sich dann seinen Händen entwand und in einem geschwinden großen Bogen vor seinen Blicken floh. Und dann zogen sie wieder still ihre Kreise, sprachen selten ein Wort und wußten beide ihre Stummheit zu deuten.

Die Nachmittagssonne war schon längst hinter die Spitzen der Waldbäume gesunken, als sie den Heimweg antraten. Sophie hatte Georgs Arm genommen und wußte, daß sie ihm nun alles sagen müsse. Daß eine wie das andere. Daß sie den, der ihr Verlobter war, abschütteln wolle, und daß Georg mit ihr machen solle, was er nur möge.

Als die Türme der Stadt sichtbar wurden, sagte sie zu ihm: „Georg, ich bin nicht aufrichtig. Ich bin seit vier Jahren Braut.“

„Das weiß ich. Trude hat es mir gesagt. Und vielleicht hätte ich es auch ohne diese Mitteilung gewußt.“

„Aber Sie wissen nicht alles,“ brachte Sophie in ihrer Qual heraus. „Ich bin nicht glücklich, ich kann Friedrich nicht mehr lieben. Ich glaube, ich liebe ihn schon über Jahr und Tag nicht mehr. Ich kann nicht, Georg — —“ schluchzte sie.

„Sophie — Sie sind doch ein so kluges, tapferes Geschöpf, dem es im Gesicht steht, daß es den rechten Weg vor sich weiß. Für Sie besteht kein Grund, im Leid zu ersticken. Sagen Sie alles frei heraus, soviel vertrauen Sie mir ja, daß ich helfen werde, wo ich es kann.“

Ihr Schluchzen ließ sie erst nicht reden. Georg sprach ihr in milden, gütigen Worten zu, und langsam fühlte sie aus dieser Stimme ihre Ruhe wiederkehren. Und sie erzählte ihm von der Qual dieser

drei, vier Jahre, von ihrem Gebundensein, vom Erlöschen der Flammen, die einst so hoch emporgestiegen waren, von einer Liebe, die sich nicht einmal in die Alltäglichkeit der Gewohnheit hatte retten können, sondern wie etwas Abgestorbenes weitergeschleppt wurde.

Als sie am Stadttore angelangt waren, machten sie kehrt und gingen zum Weiher wieder zurück. Auf dem halben Weg dorthin war Sophie mit ihrer Beichte zu Ende, und je mehr sie ihm gesagt hatte, desto freier und ruhiger wurde sie diesem Menschen gegenüber, der nun alles wußte von ihr — bis auf eines.

„Jetzt versprechen Sie mir eines, Sophie: daß Sie sich noch heute an Ihren Tisch setzen und Friedrich schreiben. Alles, wie es ist, alles, was Sie mir erzählten. Sie sind ja noch so jung, machen Sie sich frei, — und diese Jahre werden Ihnen dann immer kleiner, immer bedeutungsloser erscheinen. Tun Sie das, Sophie?“

„Ja!“ sagte sie leise, wie ein Kind, das die Belehrungen eines Erwachsenen hinnimmt.

„Und jetzt,“ fuhr Georg langsam fort, „sollte ich Ihnen das sagen, was Sie von mir erwarten, das, was Sie wissen — ja, Sophie, wie gerne ich Sie zu jeder Stunde sehe, haben Sie in diesen Tagen erfahren, und ich denke mir wohl, daß wir zwei recht froh und glücklich werden könnten.“

Mit angstvollen Augen schaute Sophie auf ihn, der seinen Blick geradeaus gerichtet hatte, in die dunkelnde Ferne, voll Ernst und Erwägens, als ob er die ganze Bedeutung einer entscheidenden Stunde umfassen wollte. Sie hörte, wie er zögernd, jedes Wort bedenkend, weiter sprach: „Aber sollen wir zwei jetzt das gleiche durchleben, wie du es mit Friedrich getan? Ich bin jung so wie du. Und ich habe soviel Leben vor mir. Wenn ich dir jetzt sage: Sophie, gehöre mir, so wie ich dir gehören will, und gehe morgen oder in einer Woche fort, in mein Leben und in meine Arbeit zurück, — glaubst du nicht, daß es mir — nicht heute und nicht morgen, aber in einem Monat oder in einem Jahr — eine Bürde sein wird, mich an dich — dich an mich gebunden zu wissen? Wir brauchen die Freiheit, um glücklich zu sein, und wenn ich zurückkomme, will ich mich diesem Tag entgegensehen können, ohne Pflicht, ohne Muß. Genügt dir das, Sophie? Es ist wenig, aber es ist vielleicht notwendig, daß wir jetzt nicht mehr wollen. Wir wollen doch das nicht wiederholen, was dich nach vier Jahren elend gemacht hat. Laß mich hinaus, frei wie ich gekommen bin, und ich weiß, daß ich zurückkommen werde, weil ich dich nicht vergessen kann. Und weiß, daß ich dich holen werde, immer die Gefahr vor mir, dich verlieren zu können. Nicht so wie Friedrich, der dich trotz alles Gebundenseins verloren hat.“

Sophie hörte, und jedes Wort grub sich in sie ein, als ob sie es einst nach langer Zeit wiedergeben müsse. War das Liebe, das hier sprach? Der Ton der Worte war zärtlich und innig, und ihr Sinn war grausam und süß. Konnte sie diesem Mann sagen: „Hab mich lieb, nimm mich, behalt mich, alles andere ist mir gleichgültig!“ — Sie hörte, wie er weiter sprach, wie er das, was erst kurz und zögernd über seine Lippen gekommen war, nun ruhig und warm verteidigte und ihr verständlich machte, und sie hörte, wie aus allem eine große, aber etwas mutlose Neigung sprach, und als sie zum zweiten Mal vor dem Stadttore angelangt waren, hatte in ihr der Glaube an diesen Mann schon die Überhand gewonnen, und ein großes Vertrauen zu diesen leidenschaftslosen Worten eines Menschen, der nicht mehr geben wollte, als er konnte, begann ihr gequältes Herz zu erfüllen. Nur eine zagende, schüchterne Bitte brachte sie noch hervor: „Georg — du darfst aber nicht vergessen, daß ich an dich glaube und daß ich auf dein Kommen warte. Laß mich nicht versinken —“

„Nein,“ antwortete er fest. „Meine Gedanken werden öfters bei dir sein, als mir lieb sein wird. Du bleibst meine Droste, und wir beide dürfen ruhig der Zukunft vertrauen, wenn wir uns auch weiterhin frei geben. Und vergiß dein Versprechen nicht, Sophie — nicht mir, sondern dir selbst schuldest du es.“

„Nein, ich vergesse es nicht. Und ich tue es noch heute.“

Vor dem Seminargebäude nahmen sie Abschied. Er hielt ihre Hand in der seinen, und sein Blick ruhte fest auf ihrem Gesicht, in dem es noch zuckte und zitterte. Aber als er sich zum Gehen wandte, flog doch ein schwaches, glückliches Lächeln darüber, und die Augen, die ihm nachsahen, waren voll Vertrauens.

Sophie trat, erfüllt von den dunklen und hellen Gedanken dieser Nachmittagsstunden, in das Gebäude und stieg langsam die breite gewundene Stein-  
treppe empor. Sie fühlte eine schwere, ziehende Müdigkeit in ihren Gliedern. Als sie die Türe der Wohnung öffnete, eilte ihr Johanna entgegen und rief: „Endlich kommst du, Sophie! Friedrich ist da!“

\*

Zwei Tage später wehte der Föhn. Die Berge auf der Schweizer Seite standen nah und dunkel — trotz des Schnees — in den Himmel hinein, auf dem sich die Wolken ineinanderschoben wie in eiliger Flucht. Der See war unruhig, die Wellen klatschten hart an die Ufer und stürzten wieder zurück in das tiefgrüne Raß. Die Dachtraufen in der Stadt machten an diesem Vormittag unermüdliche Musik. Es rann und plätscherte, als ob in einer Stunde der ganze Schnee auf die Straßen müßte. Vom Obersee näherte sich ein Dampfer der Landungsstelle, pufstete

und pfiff, und ließ eine lange Rauchwolke hinter sich, so schmutzig wie der Himmel selbst, durch dessen Wolkengeschlebe die Sonne stets nur auf wenige Minuten ihren Glanz auf die weiße, nasse Landschaft schüttete.

Das Schiff hatte nur ganz kurzen Aufenthalt. Ein paar Ballen wurden ausgeladen, ein paar Fässer und Kisten hinübergerollt, und ehe die kleine Brücke zurückgezogen wurde, schritt rasch noch Friedrich darüber auf das Schiff. Schickte noch etliche Worte von baldigem Wiederkommen und Grüße an alle zu Sophie herüber, die ganz am Rande des Kais stand, dann wurden die Stricke gelöst, man hörte deutlich, wie der Kapitän durch das Sprachrohr hinunterrief: „Langsam — vor!“, die Maschine begann zu arbeiten und die Schaufeln der beiden Räder quirlten das Wasser auf, so daß der Dampfer in lauter Gischt dahinschwamm. Dann hörte man, wegen der wachsenden Entfernung nun schon undeutlich, ein zweites Kommando, und das Schiff nahm den Kurs nach Konstanz. Friedrich stand auf dem Oberdeck, hatte sein Taschentuch in der Hand und winkte mit ihm unablässig zu Sophie herüber, die dann und wann ganz mechanisch den Arm hob, um zu erwidern. Sonst stand sie unbeweglich auf derselben Steinplatte, wie zu dem Zeitpunkt, als der Dampfer abgestoßen war, und sie stand noch dort, mit entrückten Augen, als weder Friedrich, noch sein flatterndes Tuch mehr zu

sehen war, sondern nur eine schmutzige Rauchwolke, unter der der Schiffskörper immer kleiner wurde. Da kam wieder eine Minute, da die Sonne alles Wolkenpack zur Seite schob und das farblose Zwielicht, das über Land und See lag, in gresles Licht und dunkle Schatten teilte. Sophie, die nun auf einmal in heller, warmer Sonne stand, fuhr zusammen, strich sich über die Augen und verließ ihren Platz. Sandte nicht einen Blick mehr nach dem Schiff und schritt langsam durch den zerrinnenden Schnee über die Straße. Am Brunnen, der unterm Schlosse stand, vorbei, und dann stieg sie die zweihundert Stufen in die Oberstadt hinauf, nach jedem Absatz stehen bleibend und rastend, als ob sie über Nacht um viele Jahre gealtert wäre.

Nun war ja also ihr Schicksal besiegelt. Sollte sie dankbar dafür sein, oder ihren Kopf an das alte Gemäuer rennen, das neben ihr steil emporragte bis zu den Stockwerken des Schlosses? Wie hatte nur alles so kommen können in diesen zwei Tagen? Ihr Verlobter war hier gewesen. Und am ersten Abend, wenige Stunden nach jenem Gespräch mit Georg auf dem Wege vom Weiher, saßen sie daheim um den großen Tisch, und Friedrich konnte ihr nicht oft und nicht strahlend genug erzählen, wie in ihm das Verlangen nach ihr immer stärker geworden sei, wie ihn dies die letzten Tage gequält und zermürbt habe, so daß er sich nicht anders zu helfen wußte, als

sich frei zu machen und herzufahren. Der Arme! Mein, der Glückliche! Denn man konnte ihm ja das Glück aus den Augen heraus, vom Gesicht herablesen, diesem frohen, wenig ernstern, leidlich hübschen Gesicht, das sie einmal so geliebt hatte. Und er war den ganzen Abend fröhlich und mittheilbar, wußte hunderterlei Schabernack, unterhielt den Vater und die Schwestern und strich ihr immer wieder zärtlich über den Arm. Sagte ihr die alten Koseworte, wie er sie vor vier Jahren, als sie an den warmen Sommerabenden unter den Bäumen beim Denkmal gesessen, für sie gefunden hatte, und hüllte sie ein in Erinnerungen, die sie schmerzlich lächeln machten. Sie hörte all dem zu, sprach wenig und hatte nur eine unermessliche Sehnsucht nach Ruhe, nach Stille, nach einem Geborgensein, in das niemand mehr eindringen konnte. Sie dachte an das Versprechen, das sie Georg gegeben, — aber wenn man ihr kurzweg das Himmelreich versprochen hätte, sie hätte es nicht zustande gebracht, diese Stunden, die allen außer ihr von sorgenlosester Behaglichkeit waren, auseinanderzureißen, ihm in das Gesicht zu schreiben: „Friedrich, nun machen wir Schluß. Für jetzt und für immer. Ich liebe dich nicht, ich liebe einen andern, der turmhoch über dir steht, einen, der mit mir machen kann, was er will —.“ Man ging spät zu Bette, Sophie empfing einige leidenschaftliche Küsse auf ihre müden, weichen, nachgebenden Lippen, die

kaum zu erwidern vermochten, dann lag sie in ihrem Bett, und ehe sie sich's versah und sich anschickte, Ordnung in ihre Gedanken zu bringen, hatte ein schwerer, mildtätiger Schlaf ohne Traum und Unruhe sich über sie gesenkt.

Am nächsten Vormittag mußte sie mit Friedrich ein, zwei Stunden außer der Stadt herumstreifen. So war es stets Brauch gewesen bei Friedrichs Besuchen, und ihr Verlobter hielt diesmal ganz besonders darauf. Sie hatte leise gehofft, daß seine Zärtlichkeit und all das Liebevolle, mit dem er sie am Abend vorher umgeben hatte, am zweiten Tage sich wieder auf das gewohnte Maß einschränken werde, wie es zwischen ihnen nun schon seit langem stets geschehen war. Nach den ersten Stunden der Begrüßung war von der Innigkeit und den Spuren einer starken Leidenschaft gewöhnlich nichts mehr zu fühlen, nach wenigen Tagen war es Friedrich stets langweilig geworden, und auf einmal fiel ihm ein, daß er wieder fort müsse. Sophie konnte immer eine förmliche Erleichterung an ihm wahrnehmen, wenn er auf dem Schiffe stand, getrennt von ihr schon durch einen schmalen Streifen des Sees, und sein Tuch flatterte, während seine Gedanken sicherlich bereits weit, weit von ihr wanderten. Diesmal gab es keine Minute, in der Friedrich nicht der galante, liebevolle Bräutigam gewesen wäre, mit dem Stolz des künftigen Gatten, des künftigen Besitzers. Sie gingen

die alten Wege, an dem Nebenhäuschen der Droste vorüber, den schmalen Steig durch die verschneiten Weinberge hinunter und den See entlang bis Hag-  
nau, von wo sie auf einem Schiff zurückfuhren. Friedrich wurde nicht müde zu erzählen, von sich und seinem Leben, und dann von ihrem gemeinsamen, das nun bald, bald beginnen könnte. Und in seiner ganzen fröhlichen Glückesstimmung beachtete er es gar nicht, wie sie schweigend in sich versank, wie manchemal trübe Schatten über ihr Gesicht zuckten, wie sie sich oft zwingen mußte, seinen Zukunftsplänen zu folgen, denen sie mit keinem Worte widersprach, und wenn sie auch noch so oft hätte dazwischenrufen müssen: „Friedrich, wie kennst du mich schlecht. Ich bin nicht die, die du liebst, — du liebst eine andere, die ich vielleicht war, die ich aber nie, nie mehr sein kann.“

Zu Mittag gab es zwei fürchterliche Stunden daheim. Georg war geladen, die beiden jungen Männer wurden einander vorgestellt, und Georg warf einen langen, fragenden, zweifelnden Blick auf sie. Sie hatte also noch nichts gesagt. Die anderen waren während des Essens guter Dinge, Friedrich lachte wie der unbekümmertste Student, der auf Ferien weilt und es sich gut gehen läßt, und Sophie kämpfte mit den Tränen und wagte nicht, ihre Blicke auf Georg zu richten. Fühlte aber die seinen als eine schmerzliche, erdrückende Last auf sich. Sowie es

angänglich war, verabschiedete sich Georg, und Sophie geleitete ihn hinaus und noch ein Stück der Stiege hinab. Er sprach kurz und eindringlich zu ihr: „Sophie, du darfst ganz und gar auf mich zählen, ich gehöre niemand anderem, als dir. Diese Nacht seit gestern ist es mir klar wie Sonnenschein geworden, und jetzt dieser Stunde bei euch hat es nur noch gemangelt. Ich gehöre dir, Sophie, hörst du, — und du mußt dies Friedrich sagen, ehe er euch verläßt, mein Kind, ich bitte dich!“

„Ja, Georg, ja, ja, — es ist so furchtbar schwer, aber ich sterbe ohne dich, — ich kann ohne dich nicht sein. Und Friedrich wird's erfahren.“

Georg küßte ihre feingliedrige Hand, die er erst nach einigem Druck losließ, und sie verabredeten sich für den nächsten Tag am Weiher. Ein Tag noch, dachte Sophie, ein Tag noch, und all das Schmerzvolle, das Grausame ist vorüber. Und der Nachmittag verging und Friedrich wußte noch immer nichts und wandelte in einer Welt des Glückes, deren Stützen in der nächsten Stunde zusammenbrechen sollten.

Aber es hatte sich alles anders begeben. Wie dies kam, das konnte sich Sophie nicht erklären und verständlich machen. Sie wußte nur, daß Entsetzensvolles geschehen war. Sie saßen am Abend wieder in dem großen warmen Zimmer, und es war spät geworden, wie tags zuvor. Vater und die

Schweftern waren müde und hatten ſich zu Bette begeben, wie ja früher auch oft, da ſie und Friedrich allein noch biß in die tiefe Nacht wachten und von ihrer Zukunft träumten. Und nun ſaßen ſie wieder beide allein, und Friedrich war, ſo wie er vor vier Jahren geweſen. Alle ſeine Sinne drängten nach ihr, ſein Werben und ſeine Leidenschaft machten ſie wehrloß, und dann geſchah das Entſetzliche, daß er in einer Flut von Liebkosungen und ſtammelnden Worten das errang, was ſie in ihrem Leben noch niemandem gewährt hatte. Sie war betäubt und wie im Traum. Sie dachte fortwährend: „Georg! Georg! Georg!“ Sie lag und fürchtete ſich, die Augen zu öffnen. Und ſchlich ſich dann, ohne Abſicht und ohne Willen, in ihr Zimmer, in ihr Jungmädchenzimmer, deſſen Wände und deſſen Land ſie wie mit böſen Augen anzufunkeln ſchienen . . .

\*

Sophie ging zum Weiher. Sie wollte Georg doch noch ſehen, um von ihm Abſchied zu nehmen. Ihre Buße ſollte ſein, daß ſie ihm alles, alles ſagen würde. Vielleicht konnte er es eher begreifen, als ſie. Er war ja ein großer verſtehender Menſch. Und wenn ſie auch nun auf ihn verzichten mußte, ſo ſollte er ſie doch nicht in ſchlechtem Gedenken haben, ſollte nicht von bitteren Gefühlen erfüllt ſein, wenn er draußen in ſeiner Welt einer Ehe dachte, in die ein armes

Menschenkind sich selbst wider Willen hineingestoßen hatte.

Als der Weg in den Wald mündete, sah sie einen halbwüchfigen Buben ihr entgegenlaufen, der, als er sie erkannte, in einem Ton, der von größtem Schrecken erfüllt war, zu schreien begann: „Fräul'n Sophie — da — da im Weiher — ein Mann — —

Sophie stand das Herz still. Sie eilte, was sie konnte, und war in wenigen Minuten am Ufer. Sie sah, wie mitten im Weiher ein Mann, der durch die Eisdecke gebrochen, sich mit den Armen herauskämpfen wollte. Wie bei jedem neuerlichen Versuch wieder ein Stück der Decke losbrach, wie die Öffnung immer größer wurde, — wie ein Kopf unter sank und sich wieder hob. Sie sah noch Georgs Gesicht — und hörte sich selbst, schon die glatte, schlüpfrige Fläche unter den Füßen, angstvoll seinen Namen rufen. Dann wurde es dunkel vor ihren Augen, und sie fühlte nur noch, wie sie niederfiel und ihre Hand auf schneeiges Eis griff.

Kaum eine Viertelstunde darauf waren schon die Leute von der Stadt am Weiher. Man fand Sophie zehn Schritte vom Ufer auf dem Eis liegen, sah in der Mitte zerbrochene Schollen der Decke schwimmen, und alles übrige erzählte der Junge, der die Menschen heraufgeführt hatte.

Bis man Georg gefunden hatte, dauerte es freilich noch lange Weile, und es war schon Nacht, als

der Wagen mit dem Toten in die Stadt fuhr und man Georg in der Leichenkammer der Kirche aufbahrte.

Am nächsten Morgen stand Sophie vor ihm, kniete vor dem Sarg, der ihr ganzes Leben einschließen sollte. Soviel, das unermessliches Glück hätte werden können, in den paar Brettern! Als sie aufstand, legte sie ihre warme Hand auf die feinen, die kalten, ineinandergefalteten, und ihre Augen konnten nicht weichen von den bläulichen Lidern, die über den feinen lagen. Dieses tote Gesicht, entstellt und verquollen, hätte sie tausende von Nächten liebkosen können, dieser Mund, der nie geküßte, schmerzlich verzogene, hätte nie Unedles zu ihr gesagt. Du Armer, du Armer! Wie grausam, wie sinnlos ist ein solches Sterben, ein solches Verschwinden, wo mein ganzes Leben nach dir schreit, — Georg!

Als es dunkel geworden war, verließ Sophie ihr Haus mit einem kleinen Bündel und ging nochmals zur Kirche hinauf. Dort suchte sie den alten Kirchendiener, den Thomas, der sie und ihre Schwestern schon gekannt hatte, als sie noch ganz kleine Mädchen waren und nur mit Mühe die Kirchenbänke erklettern konnten. Mit dem sprach sie eindringlich. Erst meinte Thomas: „Eigentlich sollt ich das nit zulasse, er ist Ihne doch ein Fremder, und wer weiß, 'was draus werde könnte.“ Aber aus Sophies Worten

drang wohl ein so starkes Flehen, und ihre Augen, in denen die Tränen standen, waren von solcher Verzweiflung erfüllt, daß der Alte schließlich nachgab. Er nahm das Bündel, in das die Droste-Kleider der Sophie gehüllt waren, und versprach ihr, es dem Toten in den Sarg zu legen, ehe er geschlossen werden sollte. Er murmelte nur, als Sophie sich entfernte, kopfschüttelnd vor sich hin: „Nein, diese Mäde, auf was für närrische Gedanke diese Mäde heut scho komme!“

Sophie aber saß an diesem Abend lange in ihrem Zimmer und schrieb an Friedrich all das, was sie ihm nicht gesagt hatte, und daß es zu Ende sein müsse zwischen ihnen. Denn jetzt, da Georg tot war, durfte sie ihn doch wohl trotz alledem beanspruchen. Und der sollte keinen neben sich haben.

---